

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

170 (24.7.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Heilung durch Dauerschlaf

Die Behandlung der Geisteskrankheit hat in der Medizin in neuester Zeit außerordentlich starke Wandlungen durchgemacht. Die Methoden der Behandlung der Geisteskranken sind gegen früher sehr stark verändert und verbessert. Ein besonderes Problem stellt noch die Anwendung des Dauerchlafes dar, den die moderne Psychiatrie an die Stelle freilichbestimmter Maßnahmen für erregte Geistesranke gesetzt hat. Mit diesem Problem beschäftigt sich Privatdozent Dr. W. Enke von der Universität in Marburg in verschiedenen Aufsätzen. Er erörtert vor allen Dingen die Frage, worin eigentlich die Wirkung des Dauerchlafes besteht. Die älteste Theorie geht davon aus, daß die Kranken im Dauerchlaf billiger und anlehnungsbedürftig werden. Durch die in der völligen Ruhestellung stark empfundene Hilfslosigkeit werde ein stärkerer Rapport des Arztes mit dem Kranken bewirkt, so daß sich die Möglichkeit weiterer heilender Beeinflussung eröffne. Die Erklärung genügt jedoch in mancher Beziehung nicht und so suchte man nach neuen Erklärungen die Wirkung der durch chemische Mittel erzeugten Koma. Eine reifliche Erklärung dieser Frage ist bisher noch nicht möglich gewesen, zumal ja die Medizin in der Psychiatrie vor einer Fülle ungelöster Geheimnisse steht. Man ist jedoch inzwischen zu der Auffassung gekommen, daß die Wirkung des Dauerchlafes nicht nur in rein psychischen Momenten zu suchen ist, sondern auch von konstitutionellen Momenten abhängig zu sein scheint. Aus dieser Tatsache zieht Dr. Enke die praktische Schlussfolgerung, daß in der Dauerchlafbehandlung eine therapeutische Möglichkeit gegeben ist, eine krankhafte seelische Erregung nicht nur für wenige Stunden wie bisher zu bekämpfen, sondern sie auch manchmal gänzlich zu beseitigen. Diese Behandlungsmethode würde in der Tat eine so außerordentlich wichtige Vermehrung der Hilfsmittel der bisher an Heilmitteln noch sehr armen Heilbehandlung der Geisteskranken bedeuten, daß man ihr auch weiterhin größte Aufmerksamkeit widmen muß. Die bei der Anwendung starker Narkotika entstehenden Gefahren glaubt Dr. Enke durch einen Wechsel der narkotischen Mittel beseitigen zu können. Von sehr wesentlicher Bedeutung ist nach seiner Ansicht bei dieser Behandlung noch die Erzielung eines möglichst langen Nachchlafes nach der eigentlichen Narkose, wobei man aus der Praxis weiß, daß die Regelmäßigkeit und Ausdehnung des Nachchlafes wesentlich davon abhängt, daß der Zwangsschlaf möglichst plötzlich eintritt, während er fehlen kann, wenn dasselbe Mittel in zu geringer oder gestörter Dosis gegeben wird. Man wird also durch ein genaues Studium der Dosisfrage und der Wirkung der verschiedenen Narkotika auf die verschiedenen Konstitutionstypen der Geisteskranken allmählich dazu kommen, die Dauerchlafbehandlung zum Wohl der Geisteskranken immer mehr zu vervollkommen und auszugestalten. Dabei kann man nicht erwarten, daß die chemisch-pharmazeutische Industrie etwa ein Schlafmittel herstelle, das alle gewünschten Wirkungen erfüllt. Man muß vielmehr auf Grund der ärztlichen Erfahrung die richtige Dosis und Kombination der verschiedenen vorhandenen Mittel vornehmen, um einen möglichst starken Heilerfolg der psychischen Erkrankung herbeizuführen, ohne doch eine Schädigung des allgemeinen Organismus zu bewirken. M. G.

## Folterqualen des Mittelalters

Während des 14., 15. und 16. Jahrhunderts, als sich die Gerichte aller europäischen Länder der Folter bedienten, kamen insgesamt vier Millionen Menschen durch Folterqualen ums Leben. Die Folterarten des Mittelalters übertrafen die des Altertums an Grausamkeit weit aus. Die einzelnen Folterarten und die Anwendung der verschiedenen Organe wurden nach genauen Vorschriften unterworfen. Die ausübenden Organe wurden bei ihrer Tätigkeit sogar streng kontrolliert, damit der Folterte nicht vor dem Gehörnis starb. Wer etwa die vom Richter vorgeschriebene Folter eigenmächtig erweiterte oder ungenau ausführte, mußte der gleichen Strafe gewärtig sein, die er an dem betreffenden Opfer vornahm. Die mittelalterliche Menschheit war von der rechtlichen Seite dieses Quälmittels überzeugt. Das Wesen der Gerichtsbarkeit ist ja das Spiegelbild der Ethik einer Zeitperiode und die Kultur jener Zeit war tiefste und von barbarischen Weisensagen stark durchdrungen. Eine Christenheit, die das Leben nur als eine Vorbereitung auf das Jenseits ansah, für die das Menschenleben ohne seinen Wert hatte, schweigte denn das höchste aller Güter darstellte, hat diese Dinge anders aufgefassen wie wir, die wir im Menschenleben einerseits und im Schicksal und der Gesandtheit des Menschen andererseits unsere höchste Kulturaufgabe erblicken. Die mittelalterliche Folter geriet in mehrere Grade. Der Untersuchungsrichter, der ein Gehörnis erpressen mußte, verfuhr sie zunächst mit der „mildsten“ Folterart, um bei negativem Erfolg Johann zur zweiten und dritten Stufe überzugehen.

## Die Himmelschühe

Novelle von Louise Schulze-Brück  
Copyright by Hesse u. Bader Verlag, Leipzig

„Ich was, flares Wasser, keinen Tee!“  
Sie ging in die Küche hinaus, suchte eine Tasse und einen Vöfel. Wie das alles verwahrt war, schmunzelte, unordentlich! Man sah, daß da keine Frau im Haus hantierte, daß die alte Bas, die ihm die Wirtschaft beorgte, eine rechte Schlumme war. Sie fand kaum einen Vöfel, dann war er nicht einmal blank, sie mußte ihn erst rein machen.  
Sie war jetzt ganz rubia. Das verwüdete Gesicht da drin auf den Lippen, das hatte so gar keine Ähnlichkeit mit dem, das sie in der Erinnerung trug. Sie hatte den Halsen-Trix lange nicht mehr in der Nähe gesehen, nur immer flüchtig im Vorbeikommen. Nein, der Mann da war ihr fast ein Fremder, der ging sie kaum etwas an.  
Geschicht flöste sie ihm etwas Wasser ein. Seine Lippen machten eine gierige Bewegung. Mehr und mehr trank er, seine trockenen, aufgesprungenen Lippen feuchteten sich an. Einen Augenblick schlug er die Augen auf, aber sie gingen ins Leere, erkannten niemand.  
„Zieh mir ihm das Zeug aus“, schlug der Bader vor.  
Sie machten einen Versuch, aber es ging nicht. Wie tot lag der schwere Körper, und gar zu leicht hätten sie ihm weh tun können. Der Bader ging. Er wollte noch seinen letzten Wagen feu hereinbringen, auch die Bas war darum schon fortgelaufen, sobald sie den Bader herbeigerufen hatte.  
„Wenn der Doktor zurückkommt, geh' ich den Wagen von der Bachmühl' aus, dann komm' ich gleich“, sagte er. Und er konnte ruhig gehen, die Bas sorgte ja für alles, die mußte Bescheid, schmeißt besser als er selber.  
Man sah die Bas allein am Bett des Halsen-Trix. Es ging auf den Abend. Die steifende Sonne schickte einen Strahl durch das offene Kammerfenster. In der stillen, von schwerer, haubiger Luft erfüllten Kammer kam er wie auf einem goldenen Wege gerade auf das Gesicht des Halsen-Trix, zeigte seine Verkommenheit, seine Verfallenheit noch deutlicher. Wie gequollen waren die Halsen, die Sade unter den Augen, wie schlaff und verkniffen der Mund, selbst jetzt, wo er bewußlos halb offen stand. Begierig forschte sie nach einem Zug, einer Rehnlichkeit des Gesichts der jetzt mit diesem Gesicht. Denn seit die Vliet erwacht war, fand

Die mildeste Folter bestand darin, daß man den Beschuldigten Hände und Gelenke fest verknüpfte, so daß sie bis auf die Knochen gequetscht wurden. Manchmal wurden sie dabei auf den Rücken gebunden. Dieser erste Grad der Folter konnte verstärkt werden, indem man überdies noch Daumenstricken ansetzte. Durch diese Instrumente wurde der Daumen fest zusammengedrückt, oftmals geradezu flach gedrückt. Eine große Rolle spielten die „spanischen Stiefel“. Das waren Schürmerzeuge, die die Beine, insbesondere die Waden, stark zusammenpreßten. Die spanischen Stiefel waren ein sehr gefürchtetes Folterinstrument.

Der zweite Grad der Folter bestand darin, daß man den Beschuldigten auf eine Leiter zog, ihm spanische Stiefel ansetzte, seine Gliedmaßen überdies auseinanderzerrte, ihm schwere Gewichte an die Füße hing, die je nach der richtigeren Anordnung aus Eisen oder Eisen bestanden, sie eventuell auch noch an seine Hände hängte, und auf dem nunmehr vollkommen regungslos gemachten Menschen herumtrampelte. Hierbei gab es noch verschiedene Abstufungen: man konnte bei besonders harter Folter zweiten Grades entweder auf den spanischen Stiefeln herumtrampeln oder aber das Opfer mit glühenden Schwefelsteinen bemerken oder der Bestrafung wurde an den auf den Rücken gebundenen Händen hinaufgezogen und längere Zeit hängen gelassen.

Den dritten Grad der Folter kann man sich kaum vorstellen. In diesem Falle wurden dem Beschuldigten spanische Stiefel angezogen, er wurde auf die Leiter gehängt, man tauchte Hebertelle

in glühendes Blei oder in flüssigen Schwefel und sündete sie dann auf dem betreffenden Menschen an. Nicht selten wurden auch Holzbocke in lebendes Blei getaucht und in bestimmten Zeitabständen auf den Gefesselten geworfen. Hierbei suchte man sich besonders empfindliche Körperteile wie beispielsweise die Augenlider oder den entblößten Hals aus. Besonders straferschärfend war folgende Maßnahme: man bohrte Spitz Hölzer unter die Nägel des Beschuldigten und lenkte sie an.

In verschiedenen Gegenden Deutschlands gab es überdies noch spezielle Marterwerkzeuge. Der „spanische Rod“ zum Beispiel, der in Medlenburg im Gebrauch stand, quetschte den ganzen Körper auf die entsetzlichste Weise ein. Es gab ferner noch die spanische Kappe, die man in Oberitalien gebrauchte, die Schwefelstein, die „enallische Jungfrau“, die aus einem mit Stacheln ausgelegten Panzer bestand und die verschiedensten feinen Marterinstrumente, die sich heute noch in Museen vorfinden.

Bekannt man, daß die Folter erst im 18. Jahrhundert abgelehnt wurde, daß man sie in Frankreich zum Beispiel bis zum Ausbruch der Revolution anwendete, und daß erst Friedrich der Große sie im Preußen aufhob, so wird man sich nicht wundern, daß die ganze Menschheit eigentlich fast bis in unsere Tage hinein unter seelischem und geistlichem Druck lebte, den die herrschende Oberflächlichkeit wohlweislich nicht milderte, da Folter und Gemütszwang die Herrsch- und Machtmittel war. H. H. H.

## Im Spielsaal

In Kürze erscheint ein neues „Büchertreis“-Buch: „Der Dollar heisst“ von Fritz Scherret. Preis 4,80 M. für Mitglieder Sonderpreis. — Die Handlung spielt in Danzig zur Zeit der Inflation. Die nachfolgende Szene, die wir mit Genehmigung des „Büchertreis“-Verlags Berlin E. V. 61. veröffentlichten, gibt ein höchst interessantes Bild jener für den Kapitalismus der Nachkriegszeit so charakteristischen Epoche.

Im Balkonsaal lagte eine erlesene Versammlung. So gar der große Majestät war erschienen und hatte dem ebenbürtigen Samuel Wolf gegenüber Platz genommen. Markus, Jablonki und die anderen kamen sich zuerst klein und gedrückt vor, wenn auch die Berge Schips vor ihnen genau so kräftig ausluden wie die vor den Karsthäfen der Sandels- und Bankweil. Eugen fand zwischen Jablonki, der sein Ansehen durch einige nachlässige vor sich ausgebreitete hohe Dollarnoten erhöhen wollte, und Majestät einen leeren Stuhl. Eigentlich war es frechhaft, so dicht neben dem großen Mann zu sitzen, der noch dazu die erste Bank hielt.

Das Spiel begann solide. Majestät legte nur eine Bank von fünf hundert Dollars auf, also eine Sache, die gar nicht der Rede wert war. Trotzdem setzte niemand das Ganze. Die Finger juckten, aber das Gehirn übte strenge Kontrolle. Wie würde es aussehen, wenn Markus plötzlich „Banko“ gesagt hätte? Selbst Samuel Wolf hätte mit einem lebenswichtigen verlebenden Lächeln fünfzig Dollar, und Eugen Lux nannte dieselbe Summe. Da Majestät die neun aufdeckte, gewann die Bank beim ersten Spiel vierhundertfünfzig Dollar. Auch die nächsten Runden brachten keine wesentliche Veränderung.

Es war ein Kasualspiel. Man beschleunigte sich unerbittlich und machte unentwegt Berechnungen; man mühte die Rechenkünste nur zum Scherz. Doch Spiel treibt leicht über sich selbst hinaus. Eugen sah da und nahm sich zusammen, die ungeschickte Spielregel einzuhalten. Auch Jablonki bis sich auf die Lippen und verkrampfte die Hände, um nichts Unbedachtes zu unternehmen. Da endlich rief Markus die Gebuld. Er konnte diese Sumperei nicht länger mitanhängen. In der Bank standen etwas mehr als zweitausend Dollar. Er schrie mit Stentorianerstimme: „Banko!“

Majestät und Samuel Wolfs eberne Gesichtszüge zeigten keinen Ausdruck des Bedauerns. Es plänkelte sich so hübsch, doch wenn dieser ungebildete Geldprolet es anders wollte, gut, dann sollte er es haben. Majestät flüsterte hochmütig: „Serr Markus, habe ich recht gehört, Sie wollen Bank spielen? Bitte sehr?“

Markus beschichtigte, mit der Faust auf den Tisch zu donnern. Was bildete sich das für ein? Warum sollte er nicht Bank spielen? Völlig richtig, weil ihm ein Großbankier gegenüberlag, der höchstens die Kunst des Schiebens und Begauerns besser verstand? Aber er beherrschte sich und entgegnete noch lächerlich: „Ich möchte darum bitten, Herr Majestät!“

Der Mann war abgedroschen. Jetzt wurde es ernst. Jetzt begann das wilde Spiel der Bärde, der Spekulation. Jetzt kämpfte Mann gegen Mann. Dollar gegen Dollar.

Markus gewann. Die Bank ging an Eugen Lux über, der sie mit

tausend Dollar eröffnete und auch allmählich mit sich stößend auf den sicheren Boden brachte.

Das Glück wechselte, verteilte maßlos seine Günst. Einige der Herren ließen sich von dem Bon Kognak bringen. Eugen trat nicht sein Gesicht fürchte sich gar, er vermag, warum er hier sah, er vermag, daß er gewinnen müßte, er vermag alles so wie eine Partitur. Wenn Menschen, alle unter der Wucht des Dollars ähndend, waren zu einer Welt für sich zusammenschmiedet. Was tünmerren die die Leute, die hin und wieder in den kleinen Saal kamen und der wahnwinnigen Schicht interessiert zusahen. Was war der Kampf? Sektors gegen einen Akt? Eine alberne Kinderei. Schon die Vorstellung von Lange und Schild wirkte grotesk gegenüber der Tragik der Karten, die ebenso, allerdings auf kultivierte Art, über die Existenz der Menschen entschieden.

Seiten war so erbittert, so gehäpft worden. So gar Samuel Wolf verlor die Fassung. Die Haare rüchelten ihm in die Höhe und Schweiß bedeckte Stirn. Erinnerung er sich noch an seine Rolle als Getreidehändler, als einflussreicher Mann der Stadt? Bestimmte nicht. Reste ererbte Kultur fielen ab.

Majestät trug seine Haare auf, der Speichel ließ auf die Karten. Gaben es die anderen? Nein, sie hatten sich eben so verwandelt. Warum trugen sie noch Saffo und Vackshüte? Ein paar Wilde tanzen einen romantischen Kriegstanz. Es war, als ob die Traktion zum letzten Male mit der Kraft eines Sterbenden diese Gläsertrier am Halle mühte und ihr Gebirg wie eine Zitronen ausgequetscht. Hinter all diesen Menschen stand eins: die Angst vor dem Morgen.

Eben angedachte Zigaretten wurden fortgeworfen, Kognakgläser umgestoßen. Schips und Dollars wanderten blitzschnell von einem zum anderen. War kein Bargeld mehr vorhanden, wurde von dem glücklichen Gewinner gegen Dollarschiff genommen. Kleine Summen standen in der Bank, die ebenso schnell verbrannten, wie sie aufgetaucht waren.

Die Inflation war ihr letztes, glänzendes Bankett; sie bohnte über diese Marionetten, die jede Spur von Besinnung verloren hatten.

Eugen Lux wußte nicht, wie spät es war, als er auf der Promenade vom dem Kurhaus land. Er mühte nicht, wie er dort hinfam. Nur eins wußte er, die Dollars waren weg. Wie viel Schicksal er ausgekostet hatte, entsetzte sich keiner Kenntnis. Es blieb auch gleichgültig.

Das große Spiel war verloren; aber er erkannte auch, daß es ihm unmöglich war, nach diesen Jahren des Lalmiglanzes zu seinen beschriebenen und ehrenhaften Mängeln zurückzuführen. Niemand konnte er, auch nicht durch angelegene Arbeit, seinen Verfallungen nachkommen. Morgen würden die anderen, über die er, als gepötte hatte, sie alle an die Wand drücken, die Tablonits, Kabinowitsche, Marulje, Fretches und wie sie hießen. Aus! Erledigt! Begegnung!

Niemand hörte den Schuß. Dicht an der Stelle, wo die Offize den verübten Kaufmann Gans vor einiger Zeit an den Strand gepötte hatte, brach Eugen Lux lebend zusammen.

se manchmal etwas Fremdes, das in dem weichen Kindergegesicht nicht gemein war. Aber da war keine Rehnlichkeit, gar keine. Dann sah sie still neben ihm. — Waren's nur Minuten, waren's Stunden? Draußen war Lärm der von der Feuerne Heimkehrernden. Vor dem Hauie verstumte er einen Augenblick. Busche-Lies sah durchs Fenster, wie sich alle Köpfe neugierig nach dem Hauie drehten — kaum vorüber, fing das Schälern, das Singen schon wieder an.

Der hier, harb, der stand keinem sehr nach. Da schaute wohl keiner viel nach.  
Die Busche-Lies fuhr jäh in die Höhe. Eine Tür ging auf, ein Schritt kam über den Flur, die sie konnte. Sie stürzte zur Tür, so jäh, daß der Kranke sich unruhig regte.  
„Tant!“

Das war die Vliet. Die sollte ihn nicht sehen, wenn sie auch nicht wußte, wie nah ihr der Mann stand. Das wollte sie nicht.  
„Bleib draußen!“  
Die Vliet redte neugierig den Kopf, spähte durch die Spalte. Aber die Bas zog die Tür fest zu.  
„Was mich ihn doch mal luden. Sie sagen, er muß sterben.“  
„Nee, das is nix für dich. Das sollst du nich.“  
„Siehst er so arg aus?“ Das Gruieln der Neugier stand auf dem hübschen Mädchenansicht. „Ein Schlummer war der immer. Als fort hat er einen so durch und durch angequert, wann er einem besegnet ist, als wolle' er einen frellen.“

„Man soll nix Uebles von einem reden, der im Sterben liegt.“  
vermies sie die Vliet. „Geh heim, und wenn ich nicht heimkommen kann auf die Nacht, dann holst du dir die Mann.“  
Die Busche-Lies wollte nicht, daß die Vliet allein war in den vielen Nächten, die sie bei der Krankenpflege subtrahie. Dann schloß ein altes lahmes Mädchen aus dem Nachbarhauie bei ihr.  
„War der Doktor da? Was laast er? Sie sagen, er hält 's Küd-kreuz gebrochen. Da tät einer noch viele Wochen liegen können, bis er erlöst würd.“

„Dumm Geschwätz“, laate die Bas lutz. „Keiner weiß, was ihm fehlt. Und nun geh heim, das is hier nix für deine Neugier. Das tut du vierzehn Tag nicht aus dem Kopf kriegen, wenn du das sehen sollst.“  
Die Vliet ging zögernd. Gar zu gern hätte sie den Gefürzten gesehen, der heut das allgemeine Gebräch gewesen war.  
Die Bas sah wieder allein. Sie dachte daran, daß die Zeit kommen mußte, wo sie dem Kind sagen müßte, wer ihre Mutter sei. Die kam immer näher. Und wenn die Vliet dann wissen wollte, wer ihr Vater sei, dann blieb wohl nichts andres übrig, als ihr

das auch so sagen. Die Bas trauerte sich doch davor. Sie hatte sich ihr Leben surechnen auf ihre Art und nach einem Schicksal der alten Mäh-Veit, die ein eigenwilliges und reichhabendes Frauenzimmer war. Wenn die was aussprechen hatte, was sie sich vorher selber eingerührt, dann tat sie das immer mit einem hartem Kopf und ohne Reue. Und sie laate dann mit derselben Bestimmtheit, mit der sie den Bauernweibern versichert, daß das verdammtene Kleid ganz und gar richtig sei, „ich esse, was mir schmeckt, und selbe, was ich muß.“ Sie hatte auch gesehnen, was ihre reichmecht hatte, und sehten, was sie müßte. Sie hatte sich erlaubt mit der Vliet nach besten Kräften und konnte sich sagen, daß sie alles an ihr getan hatte, was eine Mutter an ihrem Kind tun kann. Und die Vliet hatte in ihrem Leben noch nicht viel von der Bitterkeit gewußt, die den ledigen Kindern sonst recht reichlich zugemessen wird. Aber wer müßte denn, was noch kam?

Es wurde dümmrig in der Stube, die jetzt in dem arauen, lahnen Schein noch aber und unjaubeter aussah als vorher. Aber der dunkle Brodem, der sie erfüllt hatte, der war wenigstens gemühten. Die fähle Abendluft kam herein. Der Gefürzte reate sich auf seinem Lager, schluckte, was sie ihm gab, öffnete zumeilen die Augen. Die Bas wurde unruhig. Wenn er zu sich kam, sie vielleicht erkannte, das konnte ihm schaden.

Aber nun hörte sie das Rollen eines letzten Wagens auf der Straße. Das war der Doktor. Und der Bader kam gleich mit ihm.

2.  
Eine halbe Stunde später lag der Halsen-Trix im frisch bezogenen Bett. Ein schweres Stüd Arbeit mars gewesen. Mit Waffel und Schere hatten sie ihm die Kleider vom Leibe geschnitten, und der Bas war es heik und wieder kalt geworden, bis der unruhige hilfliche schwere Körper endlich gebettet war. Die Wirtschäule war schwer verlost und eine achdrige Geheimrätterung hatte er noch nicht abgetrieht. Und ob er davonkam, das konnte man heut noch nicht laanen, morgen nicht und vielleicht noch viele Wochen nicht. Das müßte man abwarten.

„Ist bleibt ja wohl bei ihm, Lies?“ fragte der Doktor besäufis. Das war ja selbstverständlich. Und die Bas schaute er als eine vernünftige Person, die mit Wasser und Luft wenigstens gemühten. Die das gespannten Ruhe stand wie die meisten Dörfler. Er wußte zu laagen, die Luft auf dem Lande sei so gut, weil die Bauern ihre Fenster immer so ängstlich fest abzellen, da könne die schädliche Luft nicht heraus und die alte draußen nicht verderben.

(Fortsetzung folgt.)